

einfordert – sei es im politischen Betrieb oder durch Aktive auf der Straße. Hat man eine tatsächliche Verteidigungsnotwendigkeit bereits analytisch ausgeklammert, bleibt von diesen Forderungen nur noch der Wunsch nach aktiver Ausgrenzung und Disziplinierung bestehen.

4.2. Der Fluch des Andersartigen

Nicht nur in der in Kapitel 3 vorgefunden Darstellung des Eigenen finden sich einige Überraschungen und Widersprüche, sondern auch in der so ausführlich dargestellten Deutung des Anderen ist nicht alles so klar, wie es anfangs scheinen mag. Bevor ich in den beiden folgenden Unterkapiteln auf zwei hervorstechende Punkte eingehe, soll ein analytisch klares Bild der Darstellung dieses Anderen die Grundlage schaffen.

Betrachtet man die Zeichnung des abgelehnten Anderen, fällt zunächst auf, dass das, was als dessen Eigenschaften, seine Herkunft, seine Haltung zu verschiedenen Dingen und sein Verhalten beschrieben wird, detailliert ausgeführt wird. Dass seine vermeintlichen Eigenschaften derart detailliert besprochen werden, darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass dieser Andere als homogene Masse präsentiert wird. Er wird von den neurechten Akteur:innen einer Gruppe zugewiesen und entindividualisiert. Damit ergibt sich eine Menschenmasse, aus der heraus sich die Autor:innen maximal einzelne Ausreißer vorstellen, den Großteil jedoch ihrer einheitlichen Beschreibung zurechnen: Sie ist ein manipulierter Strom der Bedrohung für das deutsche Volk. Sobald sich in einer solch rassistischen Darstellung etwas Menschliches, Subjektives entwickeln könnte, würde es stets beiseite gewischt, da der Andere lediglich die Funktion der Entgegensetzung einnehmen soll. Die dem Anderen zugewiesene Identität bleibt homogen – unvorstellbar erscheint etwa das Bild eines geflüchteten muslimischen Mannes, der vielleicht selbst von sexueller Gewalt betroffen oder homosexuell sein könnte; der konstruierte muslimische Mann als Anderer ist heterosexuell, unterdrückend und gewalttätig. So bleibt es bei rassistischen Klischees – ein Einblick in die tatsächlichen Lebenswelten der so vorgestellten Menschen würde dem Ansinnen ihrer Darstellung als Gefahr widersprechen und findet entsprechend, wenig überraschend, auch nicht statt.

Für eine genaue Vorstellung davon, was die hier stattfindende Objektifizierung ausmacht, verwies ich im Kapitel 2 auf das Konzept Nussbaums (1995). Von den in ihrer feministischen Theorie identifizierten Aspekten der Objektifizierung sind einige besonders nutzbringend auf die hier untersuchte Empirie

anwendbar – etwa die Austauschbarkeit von Personen, die zu einer einzigen Masse werden, sowie die völlige Aberkennung von Subjektivität, mit der die Erfahrungen oder Gefühle der Ausgegrenzten vollends ausgeblendet werden. Auf die dem Anderen zugeschriebenen Erfahrungen wird nur verwiesen, wo die Forderung nach einem Migrationsstopp gerechtfertigt werden soll; Gefühle werden ihm bloß zugestanden, wo sich damit seine verächtliche Darstellung untermauern lässt. Was auf den ersten Blick aus Nussbaums Konzept nicht zu treffend auf die hier behandelten Beispiele erscheint, ist, dass sie in ihrer Darstellung der Objektifizierung stark betont, der objektifizierten Person werde die eigene Agenda, ein freier Wille und das Verfolgen eigener Ziele abgesprochen (Nussbaum 1995: 257). Der Andere der Neuen Rechten geht in seiner Darstellung zwar durchaus Zielen nach – nämlich solchen, die das deutsche Volk auf verschiedene Weise gefährden. Doch im Grunde wird er doch nur als eine von Eliten gesteuerte Menschenmasse gesehen, die das ausführt, was die Verantwortlichen von Globalisierung, Kapitalisierung und Liberalisierung seit Langem möchten (Kellershohn 2016b). Die Schuld in Form des steuernden Elements wird nicht dem Anderen, sondern mächtigeren Kräften zugeschrieben.

Der Andere ist dabei ganz klar ein Rassifizierter. Entgegen aller Beteuerungen neurechter Akteur:innen, keinem biologistischen Rassismus anzuhängen, wird doch nach wie vor eine eben solche Konzeption von Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zum Volk aufrecht erhalten – und dies auf zweierlei Weise. Zum einen finden zweifellos biologisierte Kategorien wie das der ›Rasse‹ Anwendung. Zum anderen werden rassifizierte Zugehörigkeiten größtenteils an kulturellen Markern festgemacht, wobei diese kulturalisierten Zuschreibungen derart homogenisiert und auch naturalisiert erfolgen, dass sie die gleiche Funktion wie ein biologistischer Rassismus erfüllen. Vermeintliche oder tatsächliche kulturelle Merkmale gelten nicht einfach als Gewohnheiten und Erlerntes, sondern als quasi angeboren und unveränderbar.

Wenngleich sich die neurechten Autor:innen heute nicht mehr auf frühere rassistische, klar biologistische Zuschreibungen wie etwa Schädelgrößen beziehen, spielen äußere Merkmale doch eine entscheidende Rolle in ihrer Konstruktion des Anderen. Damit der Rassifizierte als Entgegensetzung des Eigenen wirkmächtig wird, muss er klar ausgemacht werden können. Die Sichtbarkeit von körperlichen Merkmalen ist im Rassismus besonders wirksam, da mit ihr im wahrsten Sinne des Wortes *auf den ersten Blick* eine Trennlinie zwischen den kollektiven Identitäten gezogen werden kann (Hall 2018: 82ff).

Dementsprechend werden die nur vorgeblich kulturellen Zuschreibungen an den Anderen mit Äußerlichkeiten verbunden. Seine geografische Herkunft

wird im Globalen Süden verortet, vor allem im Nahen Osten und auf dem afrikanischen Kontinent – und die diesen Regionen zugewiesenen äußeren Merkmale werden damit zu sichtbaren Markern der Andersartigkeit. So erklärt sich auch, dass selbst kulturelle Aspekte wie die Religion nicht nur rassifiziert, sondern auch mit sichtbaren Zuschreibungen in Zusammenhang gebracht werden. Die Akteur:innen würden beispielsweise aufgrund äußerer Merkmale, die sie einer bestimmten Region zuordnen, davon ausgehen, eine Person stamme aus dem Nahen Osten und dies unhinterfragt mit dem Islam – und damit auch mit den eigens dieser Religion angedichteten Eigenschaften – in Verbindung bringen. In das Bild einer solchen Rassifizierung passt auch, dass erst gar nicht zwischen migrierten bzw. geflüchteten und in Deutschland geborenen Menschen mit familiärer Migrationsbiografie unterschieden werden muss – sie gehören ein und derselben Gruppe der Rassifizierten an.

Zwar wird in neurechten Kreisen häufig das Argument vorgebracht, man vertrete einen geradezu wertfreien »Ethnopluralismus«. Dies muss jedoch als Strategie gegen den Vorwurf des Rassismus verstanden werden: Auf theoretischer Ebene sprechen die Akteur:innen der Neuen Rechten zwar von der Gleichwertigkeit aller Völker und den zu betonenden und zu schützenden Unterschieden; doch in ihren Erzählungen äußern sie sich abwertend und pauschalisierend gegenüber all jenen, die sie als nicht-deutsch empfinden. So stellt Stuart Hall (2018: 61) über den unausgesprochenen Rückgriff auf einen biologistischen Rassismus fest, dass »es doch für den rassistischen Diskurs per se [symptomatisch] ist, dass die des Hauses verwiesenen körperlichen oder biologischen Spuren dazu neigen, um die Veranda herumzuschleichen und durch das Fenster im Abstellraum wieder hineinzuklettern«. Ähnlich verhält es sich hier, wenn sich die Neue Rechte durch die Vermeidung der Aussprache klarer, hierarchisierter Rassekategorien vom Rassismusbegriff zu befreien versucht, doch ihre rassistische Ideologie über den Umweg eines naturalisierenden Kulturbegriffs »hineinklettert«.

Die entscheidende Trennlinie zwischen dem Eigenen und dem Anderen ist in den Darstellungen vorwiegend als unveränderbar zu lesen. Wie eine der Autor:innen beschreibt, könne sich eine nicht als deutsch gelesene Person nur unter größten Mühen und bei völliger Aufgabe der eigenen Identität – und teils erst nach Generationen – soweit anpassen, dass sie einem »Deutschsein« zu-rechnet würde. Diese Darstellung birgt zwei Aussagen: Zum einen die, dass Identitäten fix und in sich geschlossen sind. Die Andere Identität ist mit einer vermeintlich deutschen Identität nicht vereinbar. Identitäten, die sich aus unterschiedlichen kulturellen und anderen Einflüssen zusammensetzen, schei-

nen entweder unmöglich oder zumindest nicht erstrebenswert. Dies stellt eine weitere scharfe Grenzziehung dar, wonach nur zwei Identitäten denkbar sind: Die eigene und die nicht-eigene, die gute und die abzulehnende. Daran anknüpfend steckt in der Aussage auch die Vorannahme, eine deutsche Identität sei ein erstrebenswertes Ziel, welches nicht als deutsch gelesene Menschen zu verfolgen hätten und auch verfolgen würden. Assimilation wird gleichzeitig als freiwilliger Akt erwartet, aber auch abverlangt. Wie Yasemin Shooman (2014: 39) feststellt, ist »Assimilation [...] kein Inklusionsangebot an Exkludierte, vielmehr manifestiert sich darin die Festschreibung der Differenz«. Selbst an der Stelle, an der eine scheinbare Eingliederung in die Gruppe postuliert wird, verhält es sich tatsächlich so, dass mit den angeblich nötigen Vorkehrungen für eine solche Eingliederung die Differenz zwischen dem Eigenen und dem Anderen für alle Zeit zementiert wird.

Die Darstellung der völligen Aufgabe der eigenen Identität um der Annahme einer neuen Identität willen als erstrebenswertes Ziel illustriert die postulierte Überlegenheit des Eigenen. Die Darstellung der Anderen Kultur als gewaltvoll, anarchisch und insgesamt abzulehnend und die eigene Abgrenzung von den so definierten, quasi-naturgegebenen kulturellen Eigenheiten zeugt von der Annahme »unterschiedliche[r] Grade des Menschseins« (Hund 2007: 12). Das Eigene ist kultiviert, von Geist und Logik geprägt, ganz und gar menschlich; das Andere weist tierliche, naturalistische Züge auf. Eine derartige Naturalisierung der Kultur macht es kaum vorstellbar, dass die Autor:innen tatsächlich davon ausgehen, eine wie von ihnen im Bereich des Möglichen behauptete Assimilation sei nicht nur erstrebenswert, sondern vor allem überhaupt denkbar. Ich möchte auf Grundlage der analysierten Texte vielmehr die Position vertreten, dass die Akteur:innen eine von ihnen als nicht-deutsch rassifizierte Person unter keinen Umständen als dem Volk zugehörig ansehen würden – dazu sind die Trennlinien zu klar, zu naturalisiert, zu unumstößlich.

4.2.1. Bewunderung

In Kapitel 3.3.2.4. konnte dargelegt werden, wie sich die Autor:innen der untersuchten Texte teils in scheinbar bewundernder Weise über Geflüchtete oder Migranten äußern. Ich habe dort bereits festgestellt, dass die Art und Weise der Darstellung dieser Bewunderung bzw. der Kontext, in den sie eingebunden wird, das vermeintliche Lob im nächsten Atemzug doch wieder in Kritik oder Verachtung verwandelt. Wie dies geschieht und was das über die eigene Selbstüberhöhung aussagt, soll im Folgenden analysiert werden.

Die unter 4.1.2. beschriebene Enttäuschung über das eigene Volk – also die in den Augen der Neuen Rechten verlorengegangenen Werte und kulturellen Höchstleistungen der Deutschen – bietet den Anknüpfungspunkt für die aufgeführten Positivbezüge auf den Anderen. Denn gerade die Aspekte, die dem deutschen Volk den Äußerungen der Autor:innen zufolge verlorengegangen seien, werden bei der Beschreibung des Anderen häufig aufgegriffen. Teils erfolgt dies durch eine offen geäußerte Anerkennung. Teils aber auch – und dieser Aspekt scheint mir wesentlich interessanter, um eine tiefergreifende Analyse davon abzuleiten – durch abschätzige und verächtliche Bemerkungen über angebliche Wesenszüge oder Verhaltensweisen, die sich die Autor:innen doch eigentlich für das deutsche Volk wünschen.

Die Äußerungen beziehen sich allesamt auf die Kollektivtrias Familie-Volk-Rasse – was am Anderen bewundert wird, ist das Mehr an Kollektiv. Angefangen bei der Familie, die noch einen höheren Stellenwert einnehme und in der die Geschlechterrollen klar verteilt seien. Gerade die vermeintlich traditionell männliche Rolle des starken Beschützers wird gezeichnet. Dieser beschütze nicht nur die Familie, also die kleinste Form des Kollektivs, sondern auch das Volk als großes Ganzes; dazu sei er zum einen körperlich in der Lage (mehrfacher Verweis auf Kraft bzw. Testosteron), zum anderen aber vor allem auch willens.

Der Wille, das Volk zu schützen und zu verteidigen, rühre auch daher, dass in der dem Anderen zugeschriebenen Kultur oder Gesellschaft ein stärkerer Stolz auf das Kollektiv vorherrsche. Wie wir gesehen haben, bemängelt die Neue Rechte an der deutschen Gesellschaft immer wieder, dass die Verbrechen der NS-Zeit zu einem Schuldkomplex geführt hätten, woraus sich eine dauerhafte Scham und Verwehrung vor dem Stolz auf das eigene Volk ableite. Dieser fehlende Volksstolz habe zur Folge, dass kein Wille zur Verteidigung des Volkes und der eigenen Kultur vorhanden sei. Im Anderen erkennen die Autor:innen diesen Stolz, der für sie jedoch zur Bedrohung für das deutsche Volk wird.

Aus dem angeblich stärkeren Familiensinn erwächst auch der dem Anderen unterstellte gewichtigere Blick auf das eigene Kollektiv. Denn die Gewichtung des Kollektivs Familie bedeute zahlreichere Geburten und diese Geburten würden gezielt dazu genutzt, einen ›Volksaustauschs per Geburt‹ voranzutreiben. So entsteht ein Bild des Kreislaufs, in dem der Schutz des kleinsten Kollektivs gleichermaßen den Schutz des größten Kollektivs bedeutet.

Wie ist es nun zu deuten, dass die Autor:innen dem Anderen teilweise Werte zuschreiben, die sie sich für das eigene illusionäre Volk wünschen, die vermeintliche Auslebung derselben Werte durch den Anderen jedoch im

gleichen Atemzug auf abschätzigste Weise kritisiert wird? Sehen wir uns dafür zunächst genauer an, warum offenes Lob überhaupt ausgesprochen wird und welche Möglichkeiten sowohl offenes als auch verdecktes Lob der Neuen Rechten bieten.

Die Akteur:innen eint in ihrer Ideologie Rassismus und die Ablehnung, teils tiefe Verachtung des durch Rassifizierung auserkorenen Anderen. Angesichts dieser Ablehnung wäre anzunehmen, jeder potenzielle positive Gedanke an den Anderen, sofern überhaupt denkbar, würde unausgesprochen bleiben, um das eigene rassistische Weltbild wie auch die innerhalb der untersuchten Medien transportierte Botschaft nicht ins Wanken zu bringen. Doch wie wir gesehen haben, gibt es – wenngleich sehr vereinzelt – Stellen, an denen entsprechende Äußerungen erfolgen. Es ist davon auszugehen, dass diese zwei Zwecke erfüllen. Zum einen untermauern sie das Beharren der Neuen Rechten, nicht rassistisch zu sein, sondern einem ›Ethnopluralismus‹ anzuhängen. Dessen vermeintlicher Hierarchielosigkeit entsprechend spräche auch nichts dagegen, eine andere Kultur für bestimmte Eigenschaften zu loben. Nachdem in mehreren Texten das Vorherrschen tief verankerter rassistischer Strukturen verleugnet bzw. vielmehr die Existenz eines »antiweißen Rassismus« (T12) behauptet wird, sollen die offen bewundernden Äußerungen das eigene Selbst vom Rassismus freisprechen und eine Offenheit gegenüber anderen Kulturen signalisieren.

Gleichzeitig bieten sowohl offenes Lob als auch die Darstellung eines Anderen, der Eigenschaften besitzt, die dem Eigenen fehlen, einen fruchtbaren Ausgangspunkt, um Kritik am eigenen Volk zu üben und die stilisierte Bedrohung durch den Anderen greifbarer zu machen. Der als machstrebend und selbstbewusst dargestellte Andere verkörpert mit seinen traditionellen Geschlechterrollen und dem Stolz auf die eigene Kultur genau das, was weiten Teilen des deutschen Volkes in den Augen der Autor:innen fehlt. Auf der anderen Seite sind es aber genau diese Aspekte, mit denen die Bedrohung durch den Anderen beschworen wird, da es ihm die genannten Eigenschaften ermöglichen würden, das deutsche Volk auszubeuten und in eine Minderheitenposition zu drängen.

Dass dem Anderen häufig Eigenschaften zugeschrieben werden, an denen es dem deutschen Volk angeblich mangelt, findet sowohl in Texten mit offenen Positiväußerungen statt als auch in solchen, in denen die Bewunderung erst auf den zweiten Blick zu Tage tritt – also dort, wo etwa ein vermeintlicher Verteidigungswille oder Stolz des Anderen negativ dargestellt wird, obwohl eben jene Eigenschaften als wünschenswert für das Eigene gelten. Die

Strategie, die es ermöglicht, diese beiden Pole unter einen Hut zu bekommen, hängt eng mit der in Kapitel 2.2.3. näher ausgeführten Körper-Geist-Dichotomie zusammen.

Wie im ersten Teil dieser Arbeit deutlich wurde, ist die Skizzierung des Anderen durch eine Animalisierung oder Infantilisierung gekennzeichnet: Der Andere wird im Gegensatz zum kultivierten und zivilisierten Selbst als wild, unersättlich, dumm und/oder unfähig dargestellt. Wo das Eigene mit Vernunft und Denkleistung aufwartet, regieren beim Anderen lediglich Körper und Instinkt. Mit diesem Muster können die gleichen Eigenschaftskonstruktionen auf der einen Seite als negativ und abzulehnend und auf der anderen Seite als erstrebenswert und nobel ausgelegt werden. Sehen wir uns für ein Beispiel die Darstellung des Anderen als vermeintlich körperlich wie auch geistig starken Mann an. In Gestalt des Anderen ist die Anrufung männlicher Stärke etwas Negatives, da dieser in seiner Stärke überbordend und unersättlich ist – so wird Stärke, die die Autor:innen von den Männern des Eigenen Volkes fordern, zu etwas, das in (sexualisierte) Gewalt und Angriff übergeht. Ähnliches ließe sich am Beispiel des gelobten Kollektivbewusstseins ausführen: Dieses habe der Andere so stark verinnerlicht, dass es überschwappe in Clan-Kriminalität, geschlossene, ausgrenzende Gemeinschaftsstrukturen oder eine Religion, die in ihrem Bestreben um die Vergrößerung der eigenen Gemeinschaft zur Gefahr wird.

In diesen Fällen entsteht so ein Bild scheinbar positiver Grundanlagen, die ins Negative verkehrt werden. Werden die entsprechenden Eigenschaften dem Anderen angedichtet, schlagen sie aus, da der Andere insgesamt unkontrolliert und unbeherrscht handelt. Die Bezüge zur natürlichen Wildheit oder Kindlichkeit skizzieren eine Gestalt, die mit ihren Anlagen nicht recht umzugehen vermag und stets übers Ziel hinausschießt. Nach Kalpakas »Logik der Entgegensetzungen« (1994: 37) lässt sich auch hier davon ausgehen, dass diese Negativierung erwünschter Eigenschaften illustriert, wie das Eigene im Gegensatz zum Anderen damit umgehen würde: logisch, geordnet und verantwortungsvoll. Dem Chaos und der Gewalt des Anderen stehen im alten Kultur-Natur-Schema Mäßigkeit und Ordnung im Eigenen gegenüber. Wurde zu Kolonialzeiten die Ursprünglichkeit und Naturverbundenheit der einheimischen Bevölkerung gelobt, die jedoch zu Faulheit und Kulturlosigkeit führe (vgl. Bitterli 1982: 371f), ist es im Narrativ der Neuen Rechten heute ein vermeintlicher Kollektiv- und vor allem Familiensinn, der vom Anderen übermäßig ausgelebt werde und so zur Bedrohung des Eigenen führe.

4.2.2. Unsichtbare Andere

Der auserkorene Andere wird in den untersuchten Texten zweifellos detailliert beschrieben. Trotzdem bleiben einige Leerstellen offen, die im Folgenden erläutert werden sollen, um aufzuzeigen, wo das Austausch-Narrativ unvollständig bleibt und warum diese Auslassungen nicht gefüllt werden. Beginnen möchte ich mit der wohl überraschendsten Leerstelle dieser Art: dem weitestgehenden Fehlen der Anderen Frau als Opfer.

Nicht nur in extrem rechten Diskursen werden Frauen der als jeweils Anders betrachteten Kultur häufig zu bemitleidenswerten und hilfsbedürftigen Opfern ihres Umfeldes stilisiert. Gayatri Chakravorty Spivaks berühmter Satz »White men are saving brown women from brown men« (Spivak 2007: 33) manifestiert sich überall dort, wo Personen und Gruppen, die Andere rassifizieren und dabei oftmals selbst hyperkonservativen, veralteten oder gewaltvollen Geschlechterbildern anhängen, vorgeben, um das Wohl der Anderen Frau besorgt zu sein. In den untersuchten Texten klangen entsprechende Diskursstränge vereinzelt an, etwa in der Verwendung von Stichworten wie »Zwangsheirat« und »Sexualverstümmelung« (T1). In diesem Fall geht aus dem Kontext hervor, dass sich der Verfasser auf die Andere Frau als Opfer bezieht. Doch in einem Großteil der Textstellen, in denen dem Anderen Misogynie, Gewalt gegen Frauen, Unterdrückung und insgesamt veraltete Geschlechterbilder vorgeworfen werden, geht es um seinen Umgang mit der als deutsch gewerteten Frau.

Erwartbar, da für das neurechte Feindbild nutzbringend, wäre wohl gewesen, dass die vermeintliche Frauenfeindlichkeit innerhalb der rassifizierten Kulturen oder im Islam – die ja durchaus vorgeworfen wird – weiter ausgeführt würde. Denn schließlich stellt dieser Vorwurf einen Kernpunkt zur Begründung der Abschätzigkeit gegenüber dem Anderen dar. Doch wo die Andere Frau vorkommt oder der angebliche Umgang mit ihr moniert wird, geschieht dies lediglich oberflächlich. Das verwundert auch deshalb, weil sich die Autor:innen teils als Feminist:innen inszenieren, wo sie Gewalt gegen Frauen wittern oder schlicht einen Pseudo-Feminismus installiert sehen wollen, der ihren Vorstellungen natürlicher Geschlechterrollen entspricht. Die Andere Frau findet so insgesamt nur als peripher betrachteter Kollateralschaden einerseits und als praktisch unsichtbare, gefährliche Gebärende andererseits statt.

Das weitestgehende Fehlen dieses Erzählstrangs lässt sich maßgeblich in zwei Gründen verorten. Zum einen soll die Opferrolle im eigenen Volk verankert bleiben. Täter ist das Gegenüber als gesichtsloses Ganzes. Die Opferrolle

und damit die Rolle des Guten, Unschuldigen liegt in dem, was als deutsches Volk verstanden wird. Die Andere Frau wird schon aufgrund ihrer potenziellen Gebärfähigkeit selbst zur Täterin, denn sie bringt die Nachkommen zur Welt, die das deutsche Volk in den Augen der Neuen Rechten ersetzen. Zwar wird ihr vermeintliches Gebärverhalten zum Thema gemacht, doch die Frau selbst findet als Person quasi nicht statt. Sie ist mehr passives Gefäß neuer Generationen als aktives Subjekt. Derart unsichtbar bleibt sie auch an den wenigen Textstellen, an denen sie mutmaßlich gemeint ist, wenn eben etwa von »Zwangsheirat« oder ähnlichem die Rede ist. Würde die Andere nicht (nur) als Täterin, sondern auch als Opfer dargestellt, würde das die eindeutige Grenze zwischen Gut und Böse bloß unnötig verschwimmen lassen.

Zum anderen taucht die Andere auch deshalb kaum in den Texten auf, weil der Topos des Anderen als sexualisierte Bedrohung sie schlichtweg nicht benötigt. Denn die Erzählung des hypersexualisierten Anderen, der übergriffig und misogyn ist, wird hinreichend mit Verweisen auf vermeintliche Gewalttaten an als deutsch empfundenen Frauen ausgefüllt. Diese als schützenswert betrachteten Frauen passen in die Opfererzählung des Milieus. Im Gegensatz dazu würde ein zu starker Fokus auf die Andere Frau als Opfer diese in einem unerwünscht menschlichen Licht erscheinen lassen.

Neben der fehlenden Anderen Frau fällt auch auf, dass die Artikel andere ansonsten häufig von Rassismus betroffene Personengruppen – beispielsweise Menschen, die als südostasiatisch gelesen werden (vgl. Suda et al. 2020) – außen vorlassen. Das überrascht insofern, als dass dem völkischen Denken der Akteur:innen folgend alle nicht als weiß und deutsch gelesenen Menschen, die nach Deutschland kommen bzw. in Deutschland leben, als Austauschgefahr betrachtet würden. Warum also der ausschließliche Fokus auf Menschen, die von den Verfasser:innen der untersuchten Texte dem arabischen und afrikanischen Raum zugeordnet werden?

Wie in Kapitel 2 bereits deutlich wurde, geht es bei der Rassifizierung von Personen nicht darum, reale Phänomene zu beschreiben, sondern um die Konstruktion eines Typus, dem man bestimmte Eigenschaften zuschreiben und damit das eigene Handeln rechtfertigen kann. Im hier analysierten Kontext sollen Tätergruppen erschaffen werden, gegen die Deutschland verteidigt werden müsse. Die Auswahl der als schuldig Definierten orientiert sich dabei an vorhandenen Narrativen. In Kapitel 2 konnte aufgezeigt werden, welche rassistisch-sexistischen Topoi seit der Kolonialzeit immer wieder aufgegriffen und weitergetragen wurden. Entsprechend der Regeln des Diskurses, in dem wiederkehrende Topoi mit der Zeit gestärkt und reproduziert werden, müs-

sen diese als besonders fruchtbar gelten, da sie von vielen Menschen bereits internalisiert wurden.

Die Vorlage des Narrativs des ›großen Austauschs‹ – Renaud Camus' »Le Grand Remplacement« (2011) bzw. die deutsche Übersetzung »Revolte gegen den großen Austausch« (2016) – meint die migrantische Gefahr des Volksaustauschs in Menschen aus Afrika und dem Nahen Osten zu erkennen (vgl. z.B. Camus 2016: 68; 69; 81). In Deutschland waren Migrant:innen aus den in den hier untersuchten Texten immer wieder genannten Herkunftsregionen besonders im Zuge von Migrationsbewegungen ab dem Jahr 2015 vielfach Thema verschiedenster gesellschaftlicher Debatten (vgl. z.B. Hemmelmann/Wegner 2016; Haller 2017). Das bot Akteur:innen, die sich in migrationsfeindlichen, rassistischen Szenen bewegen, die Möglichkeit, die in Medien und Politik vielfach besprochenen Personengruppen als Ziel in der Schuldfrage aufzugreifen und sie entlang altbekannter Topoi zum Feind zu konstruieren. Die so verbreiteten Narrative mit ihren Vorurteilen spiegeln jedoch den Diskurs nicht einfach wider, sondern werden an die Bedürfnisse zur Gewinnung eines klaren Feindbildes angepasst und speisen damit Neues in den Diskurs ein. Das entspricht dem Bild von Diskurs als »Fluss von Wissen bzw. sozialen Wissensvorräten durch die Zeit« (Jäger 2015: 26, Herv. i. Orig.).

5. Früchte des Hasses

Dieses letzte Kapitel soll eine Brücke schlagen – eine Brücke von der Entstehung und Reproduktion der hier betrachteten Narrative bis zu dem Punkt, an dem sie in der Gesellschaft sichtbar oder erfahrbar werden. Wenn wir den Diskurs als »Fluss von Wissen [...] durch die Zeit« begreifen (Jäger 2015: 26), haben wir bildlich gesprochen bisher gesehen, wo der Fluss dieses spezifischen Wissens entsprang und wie er verlaufen kann, jedoch noch nicht, wo er mündet. Denn das so fließende Wissen bewegt sich nicht einfach im luftleeren Raum; es bleibt – bezogen auf den konkreten Fall – nicht in den virtuellen Räumen der Neuen Rechten oder extrem rechter Bewegungen insgesamt. Die Topoi können abhängig von ihrer Verbreitung verschiedene Teile des gesellschaftlichen Lebens durchdringen und sich auf unterschiedliche Arten manifestieren.

Das Kapitel soll das Untersuchte in einen Kontext setzen. Um die ›Mündung‹ der Narrative als Muster aufzuzeigen und nicht beim bloßen Benennen von Beispielen stehenzubleiben, werde ich ihre Wirkung in drei Ebenen unterteilen. Diese Wirkungsebenen bilden kein Kernstück der Arbeit und er-